

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL J. PETER, President. 1311 Howard Str. Telephone: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Preis des Tagesblattes: Durch den Träger, per Woch. 10c; durch die Post, per Jahr \$3.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblattes: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr \$1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Donnerstag, den 13. September 1917.

Kriegskosten und Kriegsschulden.

Die Universität Erlangen hat in jedem Kriegsjahre ihren im Felde stehenden Studenten ein Heft mit Aufträgen der Professoren als Heimatbrief geschickt. In dem diesjährigen Heft bildet ein Aufsatz des Lehrers der Volkswirtschaft, Professor Dr. v. Heberger, den Schlüssel; er behandelt die Kriegsausgaben und ihre Deckung. Der großen Menge hier zusammengetragener Materialien seien folgende Angaben entnommen: Deutschland hat seine Kriegskosten aus eigener Kraft aufgebracht. Die Höhe der bisher bereitgestellten Kredite beträgt neunundzwanzig Milliarden Mark, die wirklich gemachten Ausgaben belaufen sich auf etwa fünfzig Milliarden. In welchem Maße der Fortschritt der Kriegstheater und -tätigkeit wird, beweist die Zusammenstellung, daß er die Deutschen bis zum April 1915 monatlich 867, täglich 28,9, im August desselben Jahres aber monatlich 2000, täglich 63—64 Millionen gekostet hat, aber seit Mitte 1916 monatlich auf fast 2.15 Milliarden, täglich auf über 70 Millionen zu stehen kommt. Deutschlands Bundesgenosse Österreich-Ungarn dürfte bisher etwas mehr als die Hälfte des deutschen Kriegsbudgets verausgabt haben.

Auf der anderen Seite steht England; sein Kriegsaufwand übersteigt schon fünfzig Milliarden Mark. Kostete der Krieg es bis zum März 1915 jährlich zwei Milliarden Pfund Sterling, so hat sich dieser Betrag bis Ende August verdoppelt und ist zur Zeit bis auf 5,7 Milliarden, gleich 116 Millionen Mark gegenüber den 70 Millionen Deutschlands, angewachsen. Frankreichs eigentliche Kriegskosten haben sich bis Ende Dezember 1916 auf vierundzwanzig Milliarden belaufen. Die monatlichen Kosten waren bis zum März 1916 auf 2400 Millionen, später sogar noch etwas höher gestiegen, während sich Deutschlands Ausgaben für den Krieg auf etwas über fünfzig Milliarden belaufen dürften. Italien hat anfangs monatlich nur 450 Millionen gebraucht, doch hat sich dieser Betrag heute auf über 1200 Millionen gesteigert; seine Gesamtkosten sind mit 14,5 Milliarden aufzuzeichnen. Auf Deutschlands Seite muß man noch die Kosten der Türkei mit dreieinhalb, Bulgariens mit zweieinhalb Milliarden in Rechnung setzen, auf der Gegenseite die Kosten Serbiens, Rumaniens und Montenegro mit drei Milliarden. Ende 1916 betrug der Kriegsaufwand 290 Milliarden Mark, von denen Deutschland und seine Verbündeten ein Drittel, seine Gegner zwei Drittel zu decken haben. Dieser Betrag würde größer sein, als das gesamte Vermögen Frankreichs, das zwischen 210 und 285 Milliarden geschätzt wird.

Das russische Lohwobohu.

Was wir dieser Tage in unserem Leitern über die Petersburger Stadt, wohl angelegt haben, ist nun eingetroffen. Es war ja auch selbsterklärend. Die Petersburger Stadträte zeigten mit 173 Stadträten gegen Kerensky und nur 44 für ihn deutlich, daß des Diktators Tage gezählt sind. Korniloff, der Generalkommandant und anerkannter Haupt der Kosaken, hat Kerensky den Feldherrncharakter hingeworfen und ihn durch seinen Abgesandten, das Duma-Mitglied M. Kowoff (nicht zu verwechseln mit dem Fürsten Kowoff), auffordern lassen, alle Zivil- und Militärgewalt in die Hände Korniloffs niederzuliegen.

Natürlich hat Kerensky diesem üblichen Wunsch nicht willfahren, sondern den Abgesandten einfach empört zurückgewiesen. Er ernannte General Komoloff zu Korniloffs Nachfolger, aber dieser dankte für die ihm zugesicherte Ehre und wurde darum gleichfalls in Rüt und Rumm getrieben. Kerensky's Wahl fiel nun auf General Klemensoff, den bei Riga geschlagenen Armeeführer, aber auch dieser hat abgelehnt.

Mit Kerensky's Macht ist es aus. Wir sehen dies kommen in dem Moment, da er seine „Wut- und Ehrenpolitik“ proklamierte. Ob aber Korniloff der „kommende Mann“ ist, darf bei den chaotischen Zuständen in Russland fraglich bezweifelt werden. Man wird sich erinnern, daß gerade Korniloff es war, der Kerensky für sich als den abgelehnten Lohwobohu wieder einzuführen, um die Defertionen im Heere zu vermindern. Diese Maßregel hat bei den Truppen milde Aufnahme gefunden. Sie hat unendlich viel dazu beigetragen, Kerensky's Ansehen bei den Truppen zu verringern, denn nicht zu verneinen. Und dies war es doch von den Truppen verweigert worden! War es doch unendlich seinem Einflusse zuzuschreiben, daß die unmutigen Soldaten sich wieder zu einer Offensive antreiben ließen, die freilich bei ihrem blutigen Festhalten in den zur Schmachhaft geführten Soldaten die gegenteiligen Gefühle auslösten mußten.

Korniloff scheint ein schlauer, mit allen Waffen des Don gewohnter Kosak zu sein. Uns dünkt, er sah den Unfug in der Stimmung der Truppen kommen und salbete sich bei Zeiten, indem er die Seite der Truppen nahm gegen Kerensky, um seine Urheberhaftigkeit der Wiedereinführung der verbotenen Todesstrafe vergessen zu machen. Ob es ihm gelingen wird, ist freilich eine Frage, die bei den gegenwärtigen Zuständen nicht beantwortet werden kann.

Das Lohwobohu in Russland wird immer schlimmer. Zwischen Kerensky und dem schlauen, gewissenlosen Kosakengeneral Korniloff findet jetzt die Machtprobe statt. Unsere Sympathie ist auf Seiten Kerensky's, obwohl er der Vertreter jener Richtung ist, die die Fortsetzung des Krieges bis zum bitteren Ende fordert. Kerensky ist ein anfänglicher Charakter, der seinen Pflichten nachkommen will. Aber er hat einen schweren Stand, denn gegen ihn steht nicht nur Korniloff mit seinen Kosaken und dem größten Teile der Armee, sondern auch in Petersburg selbst hat er, wie die Stadtwahlen zeigten, die Mehrheit der Bevölkerung heute gegen sich. Auch ist es gewiss, daß die von ihm „enthronen“ Wladimir Fürst Kowoff, der erste „Präsident“ der neuen Republik, der „Professor“ Kowoff, der russische Außenminister, und Modjantso, der vorige Präsident der Duma, sowie eine große Anzahl bisher sehr einflussreicher Führer gegen Kerensky wüßten, um seinen Sturz herbeizuführen.

Wie Kerensky es unter diesen Umständen fertig bringen soll, Ordnung in diese chaotischen Verhältnisse zu bringen, ist uns absolut unklar. Ob seine demnachstigen „Nachfolger“ es aber fertig bringen werden, ist uns noch viel unklar. Wladimir, so heißt es in den Wahlen, ist der Stützpunkt der Opposition gegen Kerensky. Petersburg aber will laut Wahlresultat, auch nichts von ihm wissen. Außerdem melden die Wahlen, allerdings in ganz keinem Druck an verkehrter Stelle, andauernde „mysteriöse“ Explosionen in den Munitionslagern—das läßt tief blicken, sagt Cadot. Das Lohwobohu in Russland scheint ein vollständiges zu sein. Arme Republik! —Dr. A. Gerbard.

Große Waldbrände.

Einem Regierungsbericht zufolge sind die Waldbrände in Montana und dem nördlichen Idaho schlimmer als anfangs berichtet. Infolge der anhaltenden Dürre während des Monats August gewann das Feuer eine solche Ausdehnung und zerstörte große und wertvolle Waldbestände, dessen Holz gerade jetzt von der Regierung zum Bau von Aeroplanen so sehr in Nachfrage steht.

Der Bericht sagt, daß in diesem Jahre schon über \$170,000 zur Bekämpfung des Feuers ausgegeben wurde und daß die Kosten täglich auf \$15,000 belaufen. Die Schutzmannschaft des Forstamtes ist nicht imstande, bei der Trockenheit und den starken Winden das Feuer erfolgreich zu bekämpfen, auch ist die Mannschaft durch die anhaltende Anstrengung vielfach erschöpft und machtlos. Die einzige Rettung liegt in einem baldigen Regen. Der Gouverneur hat wegen der Feuergefahr auch das Jagdrecht aufgehoben. Die Forstbeamten tragen nichts Bestimmtes über den Ursprung des großen Feuers, doch ist das Gerücht, daß es auf Brandstiftung zurückzuführen sei, ungetrübt.

Gerücht bei Einflüssen nicht, daß jede Unterstützung der deutschen Rettung auch eine Kräftigung des Deutschenums ist.

In spät.

Von Hermann von der Haas.

Zum Oktoberfest war er in München. Die Stadt war ihm lieb, wie hunderte andere, durch die er gekommen, aber hier pflegte er sich vorzubereiten für das ewig-dauernde Menschenmeer im Binnenlande vor das sich Wäldchen wie eine Dünne hinlegte. Hier fällt die letzte Welle von der ab, und neigt die erste gierende Woge seinen Fuß, denn in den weiten, stillen Alpenrieden folgt dir nichts, als die paar Tropfen, mit denen du dir die Gemeinshaft mit der Natur des Landes wahren willst. Das Meer tritt zurück, um dich erst wieder aufzunehmen, wenn du der Müde müde bist.

— Bleigraue ist der Himmel zu dem Fest und sehr trüblich und kalt darunter, wie das Welt sich in den Straßen drängt und schreit. Den Künstler freilich für die vielen, vielen Menschen in dem bunten, lebigen Festgewand; er zieht den Lodenrock seiter um sich zusammen, und läßt sich mitziehen und streben nach der Außenwelt auf der Wiese, wo das Vergnügen seine schloßen Stätten aufbaut hat. Schon von weitem empfing ihn das chaotische Gezeir des bunten Durcheinander eines Volkfestes — das Strahlen vieler Aere, die tagenwärtige Abnutzung an den Eingängen der Gassen, das Geleier der Dutzender aus Dreiecken, verbunden mit dem marktschreierischen Gebahren der Verkäufer. Dann überfließt er die Kennzeichen und wurde von der Menge, der er bis hier fast ohne eigenes Willkür gefolgt war und die nun in Gruppen auseinanderberging, abwärts ausgehört.

Er ging löchelnd weiter. Die guten, dummen Menschen! Worin sie sich nicht fast sehen konnten, ergötzte ihn nicht einmal. Er empfand es peinlich, daß so viele namenlose Ergötzen in einer noch namenloseren Beschäftigung solch Befriedigung fanden. Weiter und weiter tauchte er in das tauschstimmige Konzert dieses Regenabwats hinein, und bemähte sich, diese Gedanken und Empfindungen los zu werden, die gegenüber mit der kunstfertigen geübten Stadt Münden nichts gemein hatten, um zu der harmlosen Anschauung der unbefangenen Naturkinder zu gelangen. Eine breite Fläche des Festplatzes nahm ein Geleier- und Zauberschauspiel ein, vor dem er schließlich stehen blieb, diesen Versuch recht gründlich zu machen. Eine kurze Holzstrecke führte zu dem erregten Eintrittsraum, den eine großgemauerte Treppe von der laufenden Menge trennte. Ein läppiges Weib, mit gemeinen Zügen, handhabte in der phantastischen Tracht der Märchenprinzeßin eifrig den Schlüssel einer großen Pult, deren lärmendes Lantam das ganze ohrenzerreißende Kreischen der gemischten Menge überlieferte. Und zu diesen Klängen tauchte ein junges, kaum sechszehnjähriges Mädchen im Gewande einer maurischen Prinzessin, einen Messingbecken in dem stehenden, schwarzen Haar, unermüdet auf einem Bein, während ein Elfen alleherd tollon Blöschinn trieb. Der Professor wollte sich angewandt abwenden, verschiedene Male schickte er sich an, seinen Weg fortzusetzen.

Doch immer wieder hielt ihn ein letzter Blick auf das tolle, nicht unschöne, von aller Jugend nur merkwürdig verlorene Antlitz dieses Mädchens zurück. Hier, fühlte er, prägte sich eine Geschichte aus, die des Ansehens wohl wert war. Der Gedanke zu einem neuen Witz durchzog ihn, daß diese zum Gegenstand hote, und turg entschlossen zog er die Geliebte, sich die Gelegenheit zu weiterer Stimmung nicht entgehen zu lassen. Ein Mädchen mit den Trümmern ehemaliger Schönheit in den dreisten Zügen geleitete ihn zu einer Art Szenenplatz im Vordergrund des Theaters und blieb bei ihm stehen, als müßte es so sein — ihre Gegenwart vielmehr eine besondere Aufmerksamkeit für den vornehmen Besucher. Der Professor wandte sich an sie: „Woher kommt Ihre Gesellschaft?“ „Von...“ Sie nannte eine norddeutsche größere Stadt. „Sind Sie da zu Hause?“ „Zu Hause? Wer von uns ein zu Hause hätte! Doch gebürtig bin ich von da.“

Der Künstler blidete auf, ihr Gesicht hatte jetzt einen harten, finsternen Ausdruck angenommen, wie wenn seine Erinnerung ihr nicht gerade lieb wäre. Schon ihre Weise zu sprechen, hatte eine andere Gewohnheit des Daseins angedeutet, und ein Denken, das nicht, wie bei den anderen, an der Oberfläche lag. „Wie kamen Sie unter die Bänder?“ Der Professor erhielt keine Antwort auf seine Frage. „Das sind Geschichten, die man nicht gern erzählt, die mit den Tagen begraben sind, denen man mit dem Eintritt in das hier“, sie machte eine

wegweisende Kreisbewegung mit den entblößten Armen über den Raum hin, den Rücken lehnte. Sehen Sie dort draußen steht ein junges Geschöpf, das für sein ganzes Leben verloren ist. Es hat nie eine Jugend gehabt und wird keine mehr haben, ihr Dasein gebietet dem umhergehenden Gaudium an, denn ihre Mutter gebietet hier.“

Der Künstler fühlte sich seitdem hingerissen. Das Mädchen vor ihm erhielt ein eigenartliches Relief durch die Art, wie es sich gab. „Anna der Vater?“ fragte er weniger aus Neugier, als mechanisch, nur um sie weiter sprechen zu hören. „Der lebt lange von ihr getrennt, irgendwo in der Welt, als ein großer und wohl auch begabter Maler und hat sein Kind kaum gekannt.“ „Woher wissen Sie das?“ „Der Künstler's Antlitz drückte plötzlich eine tödliche Spannung aus, als sehe er etwas Furchterliches vor sich heraussteigen —

Höher und höher schwellt die Flut der Neugierde vor dem Geleier- und Zauberschauspiel, je weiter die Nachmittagsstunde verfließt. Keiner beachtet den Fremden, der mit tief in die Stirn gezogenem Hut an dem äußersten Rande des weiten Halbkreises sich hält. Dort oben tanzt ja sein Kind vor der laufenden Menge, und er kämpft schwer mit dem politischen Gefühl des Mutes, in jene Fitterrzeit eine Wahrheit hineinzutragen, die dort keinen Wert hat. „Ihr Leben gehört dem umherziehenden Gaudium an“ —

Er halte darin nichts mehr zu suchen.

Körperverletzung.

Von Karl Pauli.

Es war in Breslau. Die hatten gemüthlich unseren Schoppen getrunken, mein Freund Hellmann und ich, und wollten eben harmlos und festbewußt nach Hause treten. Mein Freund hatte bereits die Tür von innen geöffnet, als ein anderer sie von außen öffnen wollte. Dies war durch gegenseitige Unterstufung leicht. Als aber der von außen herein und der von innen hinaus wollte, erfolgte die unermittelliche Karambolage. „Herr!“ schrie der von draußen, „Sie sind ein!“

„Nein!“ schrie mein Freund, das sind Sie!“ „Nein!“ rief ich, „das sind Sie alle beide.“ Nun legte sich der Wirt ins Mittel, der uns alle drei mit der steifenlichen Wirtin, in seinem Lokal seinen Streit anzufangen, zur Tür hinauswies. Diesem brutalen Angriff fiel der Zwische des Herrn von draußen zum Opfer; da er sich aber an den Wirt nicht halten konnte, schamte er und meinen Freund an: „Herr, Sie haben mir!“ — „Nein“, schrie dieser, „Sie haben mir!“

„Meine Herren, haben Sie sich nicht“, rief ich abermals dazwischen, und in längerer Rede führte ich aus, daß es für „so“ gebildete Leute schmachvoll wäre, eine Meinungsverschiedenheit durch Schimpfereien oder Schläge auszumachen, und daß sich morgen alles finden werde. Dank meiner Mediation gingen wir denn auch nach Austausch der Karten zurück auseinander. Am andern Morgen, wie lagen noch im Bett, erschien in unserer gemeinschaftlichen Wunde ein Junge mit einem Brief. An Herrn Hellmann sagt er, wirft das Schreiben auf den Tisch und geht. Mein Freund nimmt den Brief, erbricht ihn, liest, erbleibt und fällt; er bricht in Ohnmacht. Entsetzt lasse ich ihn ruhig liegen und bemächtigte mich des Briefes. Er lautet:

Gehört Herr! Sie haben mir gestern Abend das Pincenz vom Gesicht geschlagen und mich dabei nicht unerbötlich an der Nase verletzt. Wenn ich nicht bis heute mittag Nachricht von Ihnen habe und eine Einigung bis morgen früh nicht erfolgt ist, übergebe ich Sie übermorgen nachmittag wegen Körperverletzung dem Staatsanwalt! Ich habe keinen Grund mit Aufklärung zu zeichnen. Max Traulich, Techniker.“

„Graulich sollte der Kerl heißen!“ rief ich. „Lies, was ist zu tun?“ Mein Freund lag mit schlotternden Gebäuen zitterlappend in seinem Bett, er schnappte nach Atem, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Ich fand ebenfalls ratlos. „D, warum wird das Strafgesetzbuch nicht in der Schule gelehrt? Was nicht Horaz und Homer, wenn man nicht einmal weiß, daß man auf derartige Weise mit einer Erpressungsfrage antwortet. Aber wir wußten es nicht und so nahm das Schicksal seinen schwarzen Gang.“

„Sch!“ sagte mein Freund pathetisch, „geh zu dem Manne, erlaube mir den Frieden meiner Seele, die Ruhe meines Herzens, den Schlaf meiner Nächte, ein strafrechtlich fadenloses Dasein!“ „Was kostet denn das?“ fragte ich etwas profanisch. „Es koste, was es wolle!“ rief er heftig, indem er mit sein letztes

Joanigmarstück zuwarf; „handelt aber ab, so viel du kannst“, rief er mir noch nach, „und sollte es nicht langem, so lege du den Rest darauf!“ Mit geteilten Gefühlen ging ich davon, denn bei der vollstänbigen Ebbe in meiner Brieftüte hätte ich auch nicht eine Mark darauf legen können.

Ich fand Herrn Traulich weit zugänglicher, als ich gedacht, und nachdem er mir aus dem Strafgesetzbuch alle Paragraphen über schwere, leichte und mittelwichtige Körperverletzungen vorgelesen, verlangte er fünf Mark Schadenersatz für den getrockneten Zwicker und zehn Mark für die Urmentasse. Als ich die fünfzehn Mark Herrn Traulich einhändigte, der sie schmunzelnd in Empfang nahm, lud er mich ein, ein Glas Wein zu trinken.

Ich dankte zuerst, nahm aber auf sein dringendes Bitten die Einladung doch an, und so zogen wir selbender nach dem Osterhospizeller am Markt, alldo wir nicht allein die fünf Mark für den Zwicker, sondern auch die zehn Mark für die Urmentasse schleunigst vertheilten.

Es war ziemlich spät, als wir die steile Treppe, die zur Oberwelt führt, hinaufstolperten. Oben angekommen, blieb mir die traurige Entdeckung nicht erspart, daß zwar Langeweile sehr gut schmeckt, aber einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf das Erinerungsvermögen ausübt. Ich weiß nur noch, daß das althergebrachte Breslauer Rathaus zu meinem größten Erfreuen die wunderbarsten Kopfbrünge ausführt, und hielt es daher für das Geratene, auf eine der vielen hin- und hergehenden Drochsen zuzufahren, die am Rande des Trottoirs hielten. Daß ich, nach dem ich die erste gewöhlt, bei der sechsten Landete, klümmerte mich neugierig. Mit ausgebreiteten Armen umhüllte ich das reitende Weibchen, dessen Inneres mich nach einigen Schwirigkeiten glänzlich annehmen. Jetzt erfolgte mein Erinerungsvermögen völlig.

Als es sich einigermaßen wieder einstellte, war es tiefe Nacht um mich her, der Wagen hielt. „Ist denn hier Bischofsstraße 9, Kutschler?“ „Nein, aber in einer Minute sind wir da.“

Gleich um die Ecke hielt er denn auch an. „Was bekommen Sie?“ fragte ich den Mann. „Fünf Mark“, erwiderte der Kutschler; „genzlich fünf Mark, denn ich hab' Sie beinahe fünf Stunden herumgeschafren, weil Sie mir keine Adresse mit gefahrt haben.“ Schmidt schüttelte ich ihm den Rest meiner Barschaft in die Hand. Es langte eben.

Unbegrenzter Heiratskonkurs.

Sechs Frauen nacheinander hatte ein Oberleutnant v. D. Hagen, dessen 1804 errichtetes Grabdenkmal auf dem Friedhof Radel bei Hirsch in der Markt Brandenburg zu sehen ist. Natürlich mußte er vor jeder neuen Heirat die Erlaubnis des Königs einholen. Als er sich nun zum sechsten Male in dieser Sache an Friedrich den Großen wandte, schrieb dieser an den Rand des Gesuches: „Der Konsums wird hierdurch erhöht; falls der Oberleutnant sich oder seine noch öfter verheiraten will, so soll er meinethalben heiraten, so oft er will und wann er will. Ich erlaube ihm hiermit gern. Er wird doch in diesem Leben nie geschick.“

Sein Auftrag.

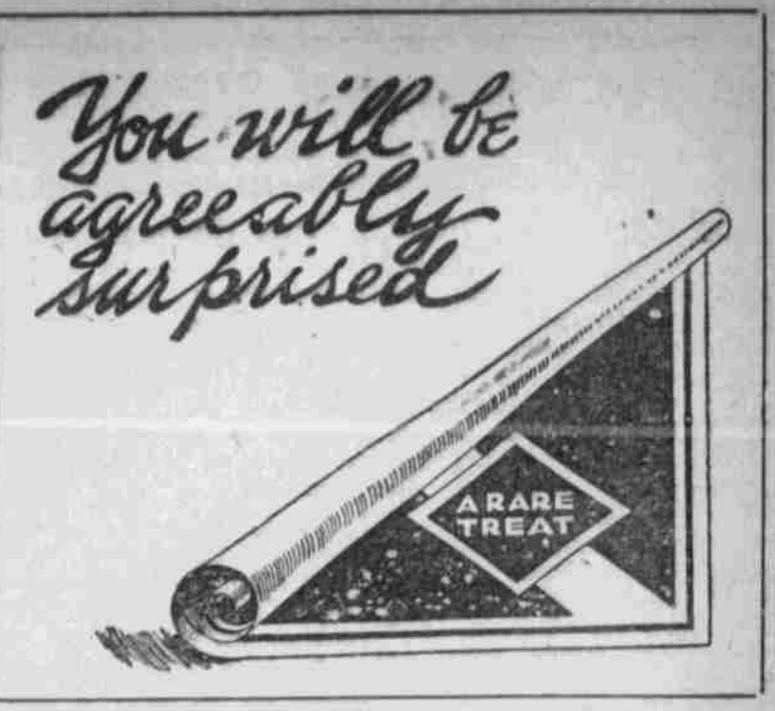
In einem französischen Logazett liegt ein bemerkwerther Engländer, der die Oberwärterin um Erlaubnis ersucht, nach dem nahegelegenen Dorf gehen zu dürfen. Die Oberwärterin hielt es nicht für geraten, ihm diese Erlaubnis zu bewilligen, und fragte ihn, was er in dem Dorfe moie.

„Ich möchte mit in einem Laden etwas besorgen.“ „Wenn's weiter nichts ist... ich gehe morgen ohnehin nach dem Dorf, da kann ich's Ihnen ja mitbringen. Was wünschen Sie denn?“ „Hartshneiden und Rasieren.“

— Gefährlich. In einer kleinen Stadt soll der Umgang eines Zirkus stiftenden; da aber der dazu angelegte Tag regnerisch ist, werden Plakate folgenden Inhalts angeklebt: „Wegen drohender Regen können die Reden und Hebras am Umgang nicht teilnehmen.“

— Das rändige Schaf. „Ihr jüngerer Sohn ist, wie ich gebürtig habe, strenger Abstinenzler.“ Herr Wampers (aus München): „Sprechen wir nicht davon, Herr Bauer... es kommt halt in jeder Familie etwas vor.“

— Im Damp f. Zecher: „Die Kerle da drüben singen ganz hübsch; aber es klingt 'n bißchen dümm, finde ich.“ Jagdenoffe: „Das kommt daher, daß Du ein Quartett siehst und nur ein Duett hörst.“



Serious Aspects Of The War Situation.

William Bayard Hale, the well known special correspondent of The New York American, who recently returned from Europe, gives the following significant comment on the latest military and political aspects of the war situation: German armies are advancing with seven-league boots across Roumania and into northern Russia. They are, from the neighborhood of Riga, directly threatening Petrograd—though I doubt that, if they get there, they will find anything but a deserted capital.

In Stockholm a month ago I was told by a dozen Russians just out of Petrograd that it would be necessary practically to abandon the capital before cold weather set in. The crippled railroads would no longer be able to supply a population even of a few thousands with the necessities of existence.

Few careers among those of all the sons of men rival in romance that of the invalid patriot Kerensky, who, within a few months, has risen from obscurity to the dictatorship of all the Russians. But Kerensky's iron hand will soon lose its grasp, and is already failing.

RUSSIA A MOLLUSK. Russia to-day is a mollusk; the sole and only vertebra that it possesses will collapse with Kerensky. There does not exist on the surface of the earth a personality, nor any influence, political, social or military, that could hope to rehabilitate the Russia of old as a fighting power.

The question presents itself whether the Teutonic allies have inaugurated their astonishing Russian offensive in order to counteract the new French-English attack against their Western line, or whether the French-English launched their offensive against the Germans in order to draw thousands from the Russian front, and more especially to counteract the effects of the Pope's appeal.

We may take our choice between the two theories, but we should not forget that the much advertised British-French successes on the west front, purchased confessedly at dreadful sacrifice of life, have won only a score of square miles at the utmost, while the march of the German armies further into Roumania and into Northern Russia has occupied within the week certainly one hundred, probably two hundred, times this area.

STILL MEN TO SPARE. Nor should we neglect to take into consideration the astonishing fact that the Germans, even against the stupifying resources which the French and English have accumulated on the western line, still have men to spare for a brilliant march into the enemy's country along a line of several thousand miles in the east.

Military observers and writers may make what they will of such facts as the above, but their larger and undeniable aspects cannot be concealed even from the layman.

If the world is going to crush Germany it will not be able to do it without the utmost effort that America can put forth. If Americans desire to see Germany crushed they must awaken to the act that no determination can be too stern, no sacrifice too great, no effort too deadly or too instant to accomplish this result.

But if Americans desire to see the horror of warfare cease without the agony of innumerable American dead on the basis of such a peace as President

Wilson several months ago described as the only possible or desirable peace, namely, "a peace without victory on either side," a peace leaving both sides alike self-respect and honor, then the extraordinary military situation which deserves the most serious attention of our people suggest that we take deeply to heart the proposal of the Pope to stop the struggle before it has wrought further horrors.

ANOTHER STATEMENT OF WAR CONDITIONS.

The Washington and New York papers a few days ago gave prominence to another statement of world conditions unanimously adopted as the sense of a meeting of the National Committee of the Patriotic and Defense Societies. It was made public by Raymond B. Price and says in part:

"If the chosen leaders of democracy are afraid to tell us the full dangers confronting the nation, can democracy be the strong, virile force we are relying upon for the salvation of humanity? Can it compete with autocracy? Is it worth fighting and sacrificing for? There can be but one answer."

"If facts like the following have been driven home to our people during the past months, is it not certain that we should have more men, more money, more ships, more supplies, more speed, because delays very visible at times would not have been tolerated?"

"Italian munition plants run only part time for want of coal. Germany is not worried over the Italian offensive because she knows it is limited by lack of coal. Unless we can send Italy 250,000 tons of coal per month she cannot long continue her offensive military operations. The ships are not in sight today to carry that coal to Italy."

"The Italian and French navies are crippled for lack of fuel. Germany knows this, and seeks to destroy coal and oil ships above all others."

"Germany had her greatest food shortage over a year ago. She is not to be starved this year nor next nor any other year, as things look to-day."

"America must rebuild and re-equip the railroads of France, and perhaps Russia, to win this war."

"During the war nearly one-eighth the merchant tonnage of the world has been destroyed. This is nearly double the amount launched in the same period."

"How fateful are the next eight months—when Italy may succumb, when Russia appears helpless, when even the British fleet may be rendered impotent! We are fighting for our very lives."

William Sternberg Deutscher Advokat. Zimmer 950—954, Omaha National Bank-Gebäude. Tel. Douglas 962. Omaha, Neb.

Eine klassifizierte Anzeige

in der Täglichen Omaha Tribune. kostet nur wenig. Die Erfolge sind großartig. Tel. Tyler 340. Anzeigen-Abteilung.